Rainer Gries und Silke Satjukow
Helden der Arbeit

Die Überreste arbeiterlichen Heroentums

1992, drei Jahre nach der Implosion der sozialistischen Staaten in Europa, erinnerte der deutsche Schriftsteller und Rocksänger Heinz Rudolf Kunze mit Ironie und Sarkasmus an den Arbeiter; genauer: an die „Helden der Arbeit“: „Arbeiter! / Gibt's Dich / auch noch?! / Held der Arbeit / Schattenboxer / Saubermann, was nun? / Alle Fahnen eingerollt / und nichts bleibt mehr zu tun“.

Gab es sie überhaupt noch, die vierschrotigen Heroen der Werkbank, die sich den Herausforderungen ihrer schweren Arbeit stellten? Wo waren sie geblieben, die klassenbewussten Kämpfer für eine bessere Welt? Waren sie womöglich zu bloßen „Schattenboxern“ verkommen, die ihre roten Fahnen längst an den Nagel gehängt hatten?

Der Rockliterat Kunze hat Recht: Anfang des 21. Jahrhunderts scheint von den Arbeiterhelden nirgendwo etwas übrig geblieben zu sein. 2004 stellte eine einstmals ostdeutsche Zigarettenmarke namens „Club“ die im real existierenden Sozialismus ehrenvollen Bezeichnungen „Aktivist“ und „Held der Arbeit“ zu Werbezwecken in ihren Dienst: Ein smarterer junger Mann und eine ebenso junge, extravagante Frau setzten mit diesen beiden Slogans nichts als blauen Dunst in Szene. Aus dem verdienten Werktätigen waren zwar unangepasste, aber doch unpolitische Allerwärtsfiguren geworden. Der Ehrentitel „Held der Arbeit“ war zu einem Werbemotto herabgesunken. Das zeigen auch andere zeitgenössische Quellen: „Held der Arbeit“ wird heute gerne mit dem Symbol sozialistischer Einheit schlechthin, den verschlungenen und vereinten Händen, kombiniert – als Aufdruck ostalgischer Ramsch-Produkte wie T-Shirts, Feuerzeuge, Kaffeetassen. Selbst eine Wodkamarke nennt sich „Held der Arbeit“.

Doch wo lebt heute noch die Substanz dieser politischen Benennung weiter? Sicher bei den wenigen Menschen, denen einst offiziell der Orden eines „Helden der Arbeit“ verliehen wurde – wie zum Beispiel bei Margot Honecker, der ehemaligen First Lady der DDR.

Doch gibt es bis auf den heutigen Tag einen Mann, dem der Ehrentitel „Arbeiterheld“ ohne Unterlass und ohne Arg immer wieder zugeschrieben wird. Gemeint ist der ehemalige polnische Werftarbeiter Lech Wałęsa: Wann immer er auftritt, wann immer er sich zu Wort meldet, charakterisieren ihn Medien überall in Europa als „Arbeiterhelden“. Der Elektriker der Danziger Lenin-Werft steht für das mutige und erfolgreiche Aufbegehren von Arbeitern gegen die Diktatur der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei. Sein Ehrentitel bezieht sich nicht auf hervorragende Leistungen als Werktätiger, sondern er bezieht seine Dignität aus seinem unbeugsamen und unbeirrten Kampf für die Rechte der Menschen in den sogenannten Arbeiter- und Bauernstaaten: Er war bereits 1970 Mitglied eines illegalen Streikkomitees, er organisierte 1978 erstmals eine ebenso illegale Untergrundgewerkschaft, und Mitte August 1980 erkletterte er die Werftmauer und wurde so von den Danziger Arbeiterscharen zum Streikführer akklamiert. Die kommunistische Regierung erkannte notgedrungen noch im selben Jahr die unabhängige Gewerkschaft Solidarność an, und der charismatische Arbeiterführer Lech Wałęsa wurde zu ihrem ersten Vorsitzenden gewählt. Mehrfach war er zu Haftstrafen verurteilt worden, doch der Held der polnischen Arbeiterschaft ließ sich nicht unterkriegen. Die Figur des Lech Wałęsa steht damit seit über drei Jahrzehnten für einen

europäischen Helden, der maßgeblich und eigensinnig an der Umwälzung des ganzen Kontinents 1989/90 beteiligt war.

Die Heldenfigur Wałęsa gibt aber auch Anlass, die Geschichte arbeiterlicher Heldenmythen in Europa in ihren Grundzügen zu überdenken.

Die frühen Helden der Arbeiterbewegung

Es bedurfte einer gewissen Inkubationszeit, bis die Arbeit und ihre Akteure in der modernen Industriegesellschaft heroisiert wurden. Erst während des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts verdichteten sich Erzählungen vom industriellen Arbeiten zu regelrechten Mythen, die einzelne Individuen als Vorbilder hervorhoben. Diese frühen Helden narrative, die sich um die Arbeit in Fabriken rankten, wurden keineswegs von der Arbeiterschaft und ihren Vertretern allein reklamiert. Im Gegenteil: auch zahlreiche Unternehmer dieser Zeit stilisierten sich als Helden der neuen Arbeitswelt. Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Antagonismen des Industrialisierungsprozesses spiegelten sich also auch in der frühen zweigeteilten Heldenkultur wider.

Die aufreibende und vielfach gefährliche Arbeit in den Fabriken wurde überhöht, geradezu zu einer heiligen Handlung verbrämt: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet“. So das Credo von Alfred Krupp anlässlich des 25. Jahrestags der Firmenübernahme 1873. Aus einem solchen Verständnis des Arbeitens konnten sowohl Fabrikanten wie Arbeiter fortan kulturelles Kapital ziehen, auf beiden Seiten wurden mehr und mehr Heldenlegenden präsentiert. Mit dem Tod dieser ersten Gründergeneration kam es zu einer regelrechten Blüte von unternehmerischen Heldenfiguren: nicht selten wurden ihnen nicht nur publizistische, sondern steinerne Denkmale gesetzt.

Die ersten Helden der Arbeit aus proletarischer Perspektive waren denn auch eher Helden der Arbeiterbewegung: „Auch in der Arbeiterbewegung entstanden heldengleiche Verehrungsmuster letztlich aus einem tief empfundenen Verlustgefühl heraus. So entwickelte sich um den Arbeiterführer Ferdinand Lassalle nach seinem Tod eine fast kultische Verehrung. Die Todesumstände – Lassalle starb infolge eines Duells wegen einer adeligen Frau – schienen zunächst kaum das Potenzial zur Schaffung eines konsensfähigen Märtyrerbildes für die Arbeiterbewegung zu bieten. Doch schon die Überführung des Leichnams entwickelte sich zu einem Triumphzug“ (Parent/Schmidt-Rutsch). Kein geringerer als Karl Marx verglich den Tod dieses Arbeiterführers mit dem Tod eines antiken, nahezu unbesiegbaren Heros: „Er ist jung gestorben, im Triumph, als Achilles“. In der Folgezeit entwickelte sich ein lebhafter Kult um den toten Lassalle. Doch er blieb nicht die einzige ‚Lichtgestalt‘ im frühen arbeiterlichen Heldenhimmel. Auch lebenden Arbeiterführern wurde zunehmend öffentlich gehuldigt. August Bebel, der Führer der Sozialdemokratie, wurde gar als „Arbeiterkaiser“ verehrt. Während des Ersten Weltkriegs stand sein Andenken nicht nur für die Einheit der Sozialdemokratie, sondern auch für die Einheit der Arbeiterschaft mit der Nation.

Doch bei der Verehrung von Einzelhelden blieb es nicht. Das Gemälde von Heinrich Kley „Die Krupp’schen Teufel“ (um 1912/13; Abb. 1) zeigt zahlreiche Arbeiter in der Gusstahlfabrik der Firma Krupp. Sie werden als Heroen vorgeführt, die mit ihrer Hände Arbeit und mit ihren Werkzeugen die Dämonen des Industriezeitalters bezwingen. Sie kontrollieren mit herkulischem Gestus die gewaltigen Kräfte der Stahlproduktion.

Die sozialistische Arbeiterbewegung sprach zur gleichen Zeit allen Arbeitern potenziell den Status von Helden zu – nicht nur aufgrund des heldenhaften Arbeitskampfes in den Fabrikhallen, sondern auch aufgrund des heldenhaften Klassenkampfes auf öffentlichen Stra-

Abbildung 1: Heinrich Kley, „Die Krupp'schen Teufel“, um 1912/13, Öl auf Leinwand, LWL-Industriemuseum, Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur, Dortmund; Foto/Copyright: LWL-Industriemuseum, Dortmund

ßen und Plätzen. Die in die Millionen zählenden Partei- und Gewerkschaftsmitglieder galten bereits Mitte der 1920er Jahre alle als „Kämpfer gegen Enterbung und Knechtschaft“. „Heldisch war die Mutter, die sich für ihre Kinder aufopferte; heldisch war der Vater, der sich von der täglichen Mühsal nicht unterkriegen ließ, sondern Aufrichtigkeit und Humanität bewahrte“ (Frevert).

Ebenfalls Mitte der 1920er verwies der sowjetische Schriftsteller Maxim Gorki in seinem Aufsatz „Über den Helden und die Menge“ auf dieses bedeutsame, einzigartige Wesensmerkmal des Arbeiterhelden hin: „Für mich ist jede Menge eine Ansammlung von Heldenkandidaten. [...] Der Held ist so etwas wie ein irrlichterndes Flämmchen über dem zähen Sumpf des Alltäglichen, er ist ein Magnet, der eine Anziehungskraft auf alle und jeden ausübt, der nicht nur ein passiver Zuschauer der Ereignisse sein will, auf alle, in denen eine wenn auch noch so schwache Hoffnung auf die Möglichkeit eines anderen Lebens brennt oder glimmt. Daher ist jeder Held ein soziales Phänomen, dessen pädagogische Bedeutung äußerst wichtig ist. Ein Held sein zu wollen heißt mehr Mensch sein zu wollen, als man ist“.

Der „traditionelle“ Held hatte als außergewöhnlicher Mensch aus der Menge der Vielen hervorgeragt, er war als ein Einzelheld bewundert und gefeiert worden. Die Gruppe hatte ihn stellvertretend für jeden Einzelnen innerhalb der Gemeinschaft auserkoren. Gorki behauptete für die in der jungen Sowjetrepublik geborenen „Arbeitshelden“ etwas ganz Neues: „Wir alle sind als Helden geboren und leben als solche. Und wenn die Mehrheit das verstanden hat, wird das Leben durch und durch heroisch werden“.

Ein „Held der Arbeit“ konnte nun jedermann werden. Noch exakter formuliert: Die Men-

schen des Sozialismus würden in naher Zukunft alle zu Helden reifen, so das neue Heldenmodell. Bis sie freilich diese Botschaft der Ideologen und Propagandisten verstanden haben würden, bräuchte es weiterhin einzelne, nachahmenswerte Vorbilder.

Was leisteten diese frühen personifizierten Heldenlegenden? Sie vermochten den Wertekanon und die Ideologie des eigenen Lagers überzeugend darzustellen; sie eröffneten den eigenen Gefolgsleuten leichte, rasche und eindringliche Möglichkeiten der Identifikation; solche Figuren vermittelten Orientierung und Sicherheit. So, wie die frühen Arbeiterhelden inszeniert wurden, bildete sich um sie herum überhaupt erst die neue Arbeiterklasse. Helden waren und sind damit menschliche Medien der Gemeinschaftsbildung.

Das Heldentum der Arbeit im Faschismus und im Nationalsozialismus

Die Idee des Jedermann-Helden war nicht zuletzt auch durch die millionenfachen Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, des ersten „Totalen Kriegs“, verstärkt worden: Dieser Krieg gehorchte erstmals den Paradigmen der modernen Industriegesellschaft – Menschen und Technik wurden zu gewaltigen Kampfmaschinen verdichtet. Der ehemalige Frontsoldat wurde nach der Demobilisierung nicht wieder zum einfachen Zivilisten, sondern er blieb in seinem Selbstverständnis Kämpfer und potenzieller Held – als Bürger und als Arbeiter. Nach diesem Krieg konnten die großen, muskulösen Einzelhelden weiterhin ihren Platz behaupten – sie finden sich fortan als Propagandafiguren des rechten wie linken politischen Flügels.

Der Arbeiter-Held „diente der Verkörperung der revolutionären Macht des Proletariats, wie dies in offenkundiger Abwandlung früherer Herrscherikonographie nun in der Gestalt des ‚Riesen‘ Proletariat geschah“ (Thamer).

Doch sowohl der italienische Faschismus als auch der deutsche Nationalsozialismus deuteten die Idee vom Jedermann-Helden auf ihre eigene Art aus. Beide Bewegungen verknüpften Elemente des proletarischen Heldentums mit Vorstellungen vom soldatischen Heldentum: Sie präsentierten in ihrer Propaganda keine übermächtigen Einzelfiguren, sondern anonyme heroische Arbeitersoldaten.

Die Propaganda des italienischen Faschismus präsentierte den Duce Benito Mussolini als omnipräsenten und omnipotenten Helden: muskulös, entschlossen, herrisch – jedoch selten in der Pose des Arbeiters oder gar eines Arbeitshelden. Die Arbeitspropaganda des Faschismus thematisierte nicht die Arbeit und ihre Akteure in der Fabrik, denn hier rechnete sich die Partei wenig Mobilisierungschancen aus. Sie konzentrierte sich vielmehr auf die bäuerliche Arbeit: auf die 1925 ausgerufene *battaglia del grano*, die „Kornschlacht“, und auf die Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe, die als „Sieg über die Natur“ gefeiert wurde. In beiden Kampagnen wurden Helden der Arbeit propagiert, die Urbarmachung des Agro Pontino zum Beispiel wurde als militärisches Manöver mit dem Ziel einer „Eroberung des Bodens“ in Szene gesetzt. In einschlägigen Illustrationen werden immer wieder entschlossene und kraftvolle männliche Figuren gezeigt, ikonographische Gemengelagen aus Bauern, Arbeitern und Soldaten, die diesen Kampf vor Ort mit Bravour bestehen und gewinnen. Doch diese Bildnisse bleiben anonym, sie verfügen nicht über eine eigene Geschichte oder Heldenlegende, sie firmieren zwar unzweifelhaft als Helden jenes Kampfes – doch sie werden nur als Namenlose in einem Heer von Bauernsoldaten gezeigt. Der einzige namhafte Arbeiter- und Bauernheld war Mussolini selbst, der zuweilen bei bäuerlichen Verrichtungen, durchaus auch mit nacktem Oberkörper, vorgeführt wurde.

Adolf Hitler wurde niemals in der Pose eines Arbeitshelden gezeigt; er stellte nach der Machtübernahme ausschließlich den „Führer und Reichskanzler“ dar. Gleichwohl verfocht die nationalsozialistische Propaganda das Ideal eines „bodenständigen deutschen Industriearbeiters“, der durchaus mit heroischen Charakteristika publizistisch und künstlerisch umgesetzt wurde. Ein Beispiel: Die Zeitschrift „Volk und Welt“ dokumentierte 1937 den Bau der „Straße des Führers“, der Reichsautobahn. Hier finden wir den für die nationalsozialistische Propaganda typischen Arbeitshelden: einen „pommerschen Erdarbeiter“, aufgenommen im Dreiviertelprofil. „Seine Hände liegen vor seiner bloßen Brust auf dem Griff eines Spatens, die Arme sind muskulös und die Unterarme sonnengebräunt. Der Hintergrund ist einförmig dunkel, so dass die gesamte Konzentration auf der dargestellten Person liegt. Das Gesicht des Mannes ist markant. Er wirkt ruhig, kräftig und entschlossen“ (Peters-Klaphake). Auch im Nationalsozialismus finden wir Archetypen von Arbeitshelden, doch auch sie bleiben wie die Arbeitshelden im italienischen Faschismus ohne individuelle Geschichte, ohne Erzählung: Sie sind bloß Bilder, Vor-Bilder – ein Heldentum ohne echte Helden und damit auch ohne Bezug zum Publikum.

Das war bei den zur gleichen Zeit im Kommunismus erschaffenen „Helden der Arbeit“ anders. Diese Heroen waren Helden zum Anfassen, sie verfügten über Namen und Biografien.

Die „Helden der Arbeit“ im real existierenden Sozialismus

Im April 1936 verliehen die Staatsoberen der Sowjetunion erstmalig offiziell den Titel „Held der Arbeit“; sie wählten für ihre Ehrenbezeugung den Donezker Bergmann Alexej Stachanow. Der aus einfachen bäuerlichen Verhältnissen stammende Hauer hatte in der Nacht zum 31. August 1935 einen außergewöhnlichen Rekord aufgestellt: er übertraf in jener Schicht die übliche Tagesleistung um das 14-fache. In kurzer Zeit stieg der Grubenarbeiter zum Arbeitshelden einer ganzen Epoche auf, zu einer lebenden Legende und zum Vorbild der Bewegung des sozialistischen Wettbewerbs. Die nun begründete „Stachanow-Bewegung“ stand für die Erhöhung der Arbeitsproduktivität durch die Verwendung moderner Technik und für die Steigerung des kulturell-technischen Niveaus der Werktätigen, sie wurde für die rasant betriebene Industrialisierung der bisher rückständigen Sowjetunion in Dienst genommen.

Theoretisch fundiert wurde diese neue Aktivistenbewegung durch Schriften von Friedrich Nietzsche, Karl Marx und Anatoli Lunatscharski. Diesen „neuen Menschen“, so die Philosophen und der Ideologe, sollte es zukünftig obliegen, eine ganz und gar neue Gesellschaft anzuführen, zu gestalten und zu vollenden. Die Ideologie des Jedermann-Helden, alltäglich vorgelebt von ersten „neuen Menschen“ wie Stachanow, fand dank der Hegemoniebestrebungen der Sowjetunion nach 1945 sehr schnell Niederschlag in den Heldenerzählungen der anderen osteuropäischen Staaten und der DDR. Überall wurden nun solche ‚neuartigen‘ Helden geboren: Imre Muszka in Ungarn und Mateusz Birkut in Polen – und Adolf Hennecke in der DDR.

Die Vorbereitungen für die historische Hennecke-Schicht begannen im Sommer 1948. Die Ablehnung der Hilfen des amerikanischen Marshall-Planes seitens der Moskauer Führung hatte die Bevölkerung verärgert. Zu Recht glaubte sie, dass sich ihre katastrophale Lage nur mit internationaler Hilfe verbessern ließ. Auf die anhaltende Forderung vor allem der hart arbeitenden Bergarbeiter: „Erst mehr Essen, dann mehr arbeiten“ erwiderte die Partei: „Erst mehr produzieren und dann besser leben“. Namhafte Funktionäre der Deutschen Wirtschaftskommission, der provisorischen „Regierung“ der Ostzone, wurden nun in die

Gruben geschickt, um die Verantwortlichen vor Ort zur Rede zu stellen. Dabei war auch den Parteistrategen klar, dass nur materielle Anreize dem wirtschaftlichen Missstand dauerhaft entgegenwirken konnten. Sie wollten einen anerkannten Fachmann finden, der wie der Aktivist Stachanow zum Vorbild für alle Kumpel werden konnte – und einigten sich auf den erfahrenen Vorarbeiter Adolf Hennecke.

Am Mittwoch, dem 13. Oktober 1948 fuhr Hennecke eine Stunde früher als gewöhnlich in den Schacht ein. An diesem historischen Tag wollte der Kohlehauer eine große Tat vollbringen. Die Abbaustelle war schon vorbereitet worden, man hatte die Werkzeuge auf Hochglanz poliert und zusätzliche Hilfskräfte angefordert. Als Hennecke um die Mittagszeit aus dem Stollen ausfuhr, hatte er sein übliches Tagessoll mit 287 Prozent übertroffen – eine bis dahin einmalige Leistung.

Drei Tage nach der historischen Tat veröffentlichte die von den sowjetischen Besatzern herausgegebene „Tägliche Rundschau“ erstmals Bilder der Geschehnisse. Kaum eine Zeitung im Vierzonendeutschland erschien nunmehr ohne eine Schlagzeile, die Hennecke entweder rühmte oder aber verdamnte, je nachdem, in welchem Teil Nachkriegsdeutschlands der Text verfasst wurde. Der Rundfunk schaltete sich ein, Hennecke verkündete seine Botschaft auf allen Wellen. Im Osten füllten Texte mit Überschriften wie: „Henneckes Beispiel reißt uns alle mit“, „Die Henneckes – Vorbilder für alle“, „Wir brauchen viele Henneckes“ die Zeitungen. Die Westmedien überschütteten den Helden der Arbeit hingegen mit Spott: „Hennecke treibt Sabotage“, „Hennecke wird ‚versollt‘“, „Stachanow auf deutsch“.

Tatsächlich versuchte bald eine Handvoll Kumpel, es diesem Aktivisten der ersten Stunde nachzumachen. Sie taten es nicht allein wegen des Geldes oder der Sachprämien. Viele Arbeiter, besonders aus den Reihen der Stammebelegschaften, identifizierten sich in erheblichem Maß mit „ihrem Betrieb“ wie auch mit den neu zu schaffenden, scheinbar gerechten gesellschaftlichen Verhältnissen. Für sie war der Niedergang des eigenen Arbeitsumfelds in den Jahren nach dem Krieg eine schlimme Erfahrung. Eigene Ideen, Vorschläge und Aktionen zur Verbesserung von Arbeitsbedingungen und Arbeitsmethoden standen für diese Fachleute nicht nur für einen neuen Aufschwung, sie schufen darüber hinaus etwas ganz Neues: Sie veränderten ihren Status – weg vom bloßen Befehlsempfänger hin zum Mitgestalter. Daneben spielten freilich auch persönliche Aufstiegserwartungen eine große Rolle. Die Bekanntheit, zu der Hennecke in nur wenigen Tagen gelangte, schien auch für sie durchaus erstrebenswert. Höchstleistungen zu erbringen, versprach zudem einen beruflichen und sozialen Aufstieg. Hennecke-Aktivist*innen wurden nach der Demonstration ihrer überragenden Fähigkeiten nicht selten in den betrieblichen Leitungs- und Aufsichtsapparat berufen.

Der Bergmann Hennecke steht exemplarisch für die in allen sozialistischen Ländern zum Leben erweckten Arbeitshelden. Ganz im Sinn der in den 1920er Jahren von Maxim Gorki formulierten Idee und ganz nach dem Willen der politischen Führungen standen sie als Vorreiter für die Vielen. Nach gewaltigen Kriegsverlusten und nach dem nur schleppenden Wiederaufbau galt es in den 1950er Jahren in allen sozialistischen Bruderländern, die Arbeitsproduktivität zu steigern. Die Produktionspropaganda versuchte damals den Werktätigen einzubläuen, dass Partei und Staat das höhere Arbeitstempo gleichsam als „Geschenk“ von ihnen erwarteten – und erwarten durften. Im Gegenzug versprachen sie den vom Kriegs- und Nachkriegsalltag Gebeutelten eine goldene Zukunft im Kommunismus.

Diese Tempo- und Zeitpropaganda verdichtete sich in dem vermeintlichen Wort der Weberin Frida Hockauf vom Herbst 1953: „So wie wir heute arbeiten, wird morgen unser Leben sein!“. Damit war die zentrale Botschaft der „Helden der Arbeit“ formuliert. Dieser Satz der Weberin aus dem Erzgebirge umschrieb zugleich den gesellschaftspolitischen Hauptsatz des Sozialismus: Wer nur heute fleißig arbeitete, werde morgen belohnt werden. Alexej Stachanow, Adolf Hennecke und ihre Nachfolger standen somit für eine der zentralen Kom-

munikationsstrategien der Regime nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Sie warben für einen bewussten Konsumverzicht in der Gegenwart – zugunsten einer kommenden sozialistischen beziehungsweise kommunistischen Gesellschaft. Die Arbeitshelden sollten durch ihr Vorbild nicht nur Initiativen beflügeln und Aktivisten aufhelfen, sondern auch für die Einhaltung des Plans werben – und glaubhaft Zeugnis dafür ablegen, dass sich in einer absehbaren Zukunft die Früchte der Arbeit aller zum Wohlstand für alle verwandeln werde.

Von Menschen und Übermenschen

Versuchen wir eine Bilanz arbeiterlichen Heroentums. Der Archetypus des arbeiterlichen Helden gebär sich aus den Industriekulturen des 19. Jahrhunderts. Von dort aus wanderte er durch die Geschichte Europas, und bis heute finden wir ihn in unterschiedlichen Gestalten wieder. Mehr als einhundert Jahre lang sahen Menschen zu ihren Arbeiterhelden, Arbeitshelden und „Helden der Arbeit“ auf. Die Arbeiterbewegung hatte ihre Lichtfiguren bereits früh demokratisiert. Ihre Imaginationen des Jedermann-Helden erfuhren durch die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ allseits Auftrieb. Die Propagandisten der europäischen Diktaturen verschmolzen in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts Arbeiterhelden mit Soldatenhelden. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verschwindet der Arbeiterheros hinter den Eisernen Vorhang – als „Held der Arbeit“ wird er zu einer Symbolfigur der sozialistischen Gesellschaften. Mit deren Implosion erweisen sich einige wenige Arbeiterführer als Arbeiterhelden, deren moralischer Nimbus bis zur Gegenwart den gesamten Kontinent zu überstrahlen scheint.

Welchen Gewinn konnten die Menschen aus all diesen Inkarnationen arbeiterlichen Heldentums ziehen? Die Antwort verweist auf ein über die historischen Zeiten unveränderliches Phänomen: Die Helden und Übermenschen konnten die gewöhnlichen Menschen von einer sehr grundlegenden, existenziellen Angst befreien: von der Angst, am Ende ihres Lebens nichts bzw. ohne Bedeutung gewesen zu sein.

Heroischen Figuren kommt bei der Bildung von Gemeinschaften und Gesellschaften eine wichtige emotionale Aufgabe zu. Heroismus stellt eine Form dar, Angst zu kompensieren. Eine Grundangst des Menschen liegt darin, dass er sich seiner Endlichkeit bewusst ist. Er weiß um seinen Anfang und Ursprung, seine Geburt, und er weiß um sein Ende, seinen Tod. Niemand kann diese Grenzen als Einzelner überschreiten. Die Vorstellung von einer Gemeinschaft kann diese Grundspannung menschlichen Lebens mildern, vielleicht sogar aufheben. Die Gemeinschaft und ihre Erzählungen von den Helden bieten eine denkbare Möglichkeit, ein Über-Leben über den Tod hinaus zu gewährleisten.

Allerdings geht es bei diesem Über-Leben nicht allein um ein bloßes Weiterleben, darum also, dass die Gesellschaft oder Gemeinschaft den Toten durch Erinnerung ein Weiterleben sichert. Es geht vor allem um ein Über-Leben in einem zweiten Sinn. Gemeint ist die persönliche Teilhabe an einem überindividuellen Leben: die Sehnsucht nach einem Leben, das über dem eigenen, kleinen und individuellen Leben steht. Dieses überindividuelle Leben vermag das eigene Leben mit Sinn zu füllen. Es integriert das persönliche Leben in ein Großes Ganzes.

Es geht also nicht nur um die Angst des Menschen, nach dem eigenen irdischen Tod nicht mehr zu sein, sondern es geht vor allem um die Angst, niemals von Bedeutung gewesen zu sein. Aus dieser emotionalen Bedrängnis heraus lässt sich der Wunsch nach dem Außergewöhnlichen, der Wunsch, etwas Besonderes zu sein, ableiten. Dieses Bedürfnis stillten nicht zuletzt die Arbeitshelden.

Anders allerdings, als es Philosophen und Ideologen mit ihrem Postulat des Jedermann-Helden Anfang des Jahrhunderts vorausgesagt hatten, erwies es sich für die Gemeinschaft als unmöglich, dass jeder Einzelne zu einem mit der Aura des Außergewöhnlichen behafteten Helden avanciert. Dann wäre das Außergewöhnliche zum Normalen geworden – das „Außergewöhnliche“ wäre nicht mehr ungewöhnlich gewesen. Die Idee des Jedermann-Helden war damit von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Den meisten Menschen genügte es nämlich, wenn dieses Besondere nur bei einigen wenigen Individuen zum Ausdruck kam. Diese waren und sind die Helden. Mit diesen real erfahrbaren Personen bekam das Überindividuell-Außergewöhnliche menschliches Profil und Antlitz, wurde sehbar, hörbar, spürbar, greifbar und damit be-greifbar.

Helden wie der polnische Werftarbeiter Lech Wałęsa fungierten und fungieren also gleichzeitig als Stellvertreter des Einzelnen wie als Repräsentanz des Außergewöhnlichen. Sie waren und bleiben Vermittler zwischen dem kleinen eigenen Leben und Streben und dem Großen Ganzen.

Literaturhinweise

Kunst und Propaganda im Streit der Nationen 1930–1945, hrsg. v. Deutschen Historischen Museum Berlin. Dresden 2007.

Margrit GRABAS, Individuum und industrielle Arbeit, in: Richard van DÜLMEN (Hrsg.), Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln/Weimar/Wien 2001, S. 331–359.

Helden. Von der Sehnsucht nach dem Besonderen. Katalog zur Ausstellung im LWL-Industriemuseum Henrichshütte Hattingen, Essen 2010.

Glaube, Hoffnung – Anpassung. Sowjetische Bilder 1928–1945, hrsg. v. Museum Folkwang. Essen 1996.

Wolfgang RUPPERT (Hrsg.), Die Arbeiter. München 1986.

Silke SATJUKOW/Rainer GRIES (Hrsg.), Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin 2002.

Silke SATJUKOW, Der Aktivist Adolf Hennecke. Prototyp des „neuen Menschen“, in: Bilder im Kopf. Ikonen der Zeitgeschichte, hrsg. v. Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 2009, S. 78–85.

Eckhard SCHINKEL u. a. (Hrsg.), Die Helden-Maschine. Zur Aktualität und Tradition von Heldenbildern, darin u. a. Jürgen SCHMIDT, Helden der Freiheit – Helden der Arbeit? Heldenbilder in Arbeiterbiographien um 1900, S. 93–103.

Gerd STEIN (Hrsg.), Lumpenproletarier-Bronze-Held der Arbeit: Verrat und Solidarität. Frankfurt/Main 1985.

Klaus VAŠÍK/Nina BABURINA, Real,nost‘ utopii: iskusstvo russkogo plakata XX veka. Moskva 2004.